

1. Auflage 2024 (CLV)

(Die deutsche Ausgabe erschien zuletzt 2001 im Christlichen Missions-Verlag,
Bielefeld.)

Originaltitel: *Thunder of Triple R Ranch*

Originalverlag: Moody Press, Chicago

© 1963 by Betty Swinford.

Translated by permission.

© der deutschen Ausgabe CLV

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

www.clv.de

Übersetzung: Wolfgang Steinseifer

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256766

ISBN 978-3-86699-766-0

Betty Swinford



Stormy



Jung & Jünger

INHALT

Mit Stormy stimmt was nicht	7
Dunkle Wolken über der Carlson-Ranch	19
Ein Ausflug nach Oracle	31
Fremde in der Nacht	42
Der schwarze Puma	52
Ricky geht auf Jagd	62
Die Blaue-Korallen-Höhle	74
Der Mörder schlägt wieder zu	85
Eine waghalsige Rettung	98
Ein Wunder muss geschehen	109
Manny Garcia	117
Goldstaub	127
Stormy hat einen Unfall	138
Der Tod kommt zur Carlson-Ranch	148
Ein Wunder geschieht	157

MIT STORMY STIMMT WAS NICHT

Stormy war ein Pferd, das sich die Leute für gewöhnlich zweimal ansahen. Und selbst dann zweifelten sie noch, ob sie richtig gesehen hatten.

Ricky Carlson war es auch so ergangen, als er Stormy zum ersten Mal gesehen hatte. Damals war Stormy noch ein neugeborenes Fohlen gewesen. Es hatte gerade versucht, auf seinen dünnen wackeligen Beinen zu stehen. Noch nie zuvor hatte Ricky ein Pferd gesehen, das so gezeichnet war wie Stormy.

Heute war Stormy ein großes und starkes Pferd. Schon von Weitem konnte man es an seiner Färbung erkennen: Schneeweiß wechselte mit Stahlgrau ab. Nur quer über seinen Rücken lief ein pechschwarzer Streifen, der wie ein natürlicher Sattel wirkte. Wenn er über die Weide galoppierte, wurde man unwillkürlich an ein losbrechendes Gewitter erinnert. In seinen Adern schien Feuer zu fließen und seine Hufe erzeugten dazu den Donner. Seit langer Zeit hatte er den Bewohnern der Carlson-Ranch klargemacht, dass er Ricky gehörte, ganz allein Ricky.

Ricky stand stolz neben seinem Pferd auf der felsigen Hochebene. Er streichelte den mächtigen weißen Hals

des Tieres und sah zu, wie der Wind durch die seidige Mähne wehte.

»Dein Stormy ist wirklich ein herrliches Pferd, Ricky«, sagte sein Cousin nach einer Weile. »Zuerst hat er mir nicht besonders gefallen. Er hat – nun, weißt du –, er hat so komisch zusammengewürfelte Farben. Aber je länger ich ihn ansehe ... Da, schau dir doch bloß seinen schneeweißen Hals und sein graues Hinterteil an! Und dann den schwarzen Flecken auf seinem Rücken!« David seufzte tief. »Ach, ich wünschte nur, ich hätte auch so ein Pferd!«

Ricky grinste. Dabei blitzten seine weißen Zähne und ließen seine vielen Sommersprossen noch dunkler erscheinen. »Ja, Stormy ist in Ordnung!«, sagte er nur. Aber seine braunen Augen leuchteten stolz. Er nahm den breitrandigen Hut vom Kopf und ließ den kühlen Wind mit seinen dunkelbraunen Locken spielen. Dann setzte er den Hut wieder auf und kniete sich ans Lagerfeuer, um sich die Hände zu wärmen.

David hockte sich neben ihn. »Weißt du, ich bin wirklich froh, dass Vati und Mutti mich hiergelassen haben!«

»Ja, es ist wirklich klasse, dass du hier bist!«, sagte Ricky schnell. »Im Umkreis von zehn Kilometern gibt es keinen einzigen Jungen in meinem Alter. Und eins kann ich dir sagen: In unserer Gegend bedeuten zehn Kilometer so viel wie anderswo zwanzig!«

David hörte gar nicht richtig zu. Er ließ seine blauen Augen über die hohen Tannen, die Bergeichen und die niedrigen Kiefern schweifen. Er betrachtete die großen Geröllfelder und den herrlichen Schnee, der die Tannen bedeckte. Der würzige Geruch von Harz und Tannennadeln erfüllte die Luft. Dieser Duft wurde nun noch stärker, da die Jungen frische Holzscheite ins Feuer geworfen hatten.

David's Augen blickten in die Ferne und Ricky fragte sich: *Ob David wohl daran denkt, dass er bald wieder von uns fortmuss?* Davids Eltern arbeiteten als Missionare auf den Philippinen. Dort gab es aber keine Schule, die David besuchen konnte. So hatten seine Eltern ihn nach ihrem letzten Heimaturlaub auf der Ranch zurückgelassen. Im nächsten Jahr würde jedoch eine neue Missionsschule fertig sein. Allerdings merkte man David an, dass er aus irgendeinem Grund ... nun, dass er die philippinischen Inseln hasste.

»Ich schätze, es gibt keinen Grund noch länger hier-zubleiben, was, Ricky? Wir haben das Pferd gefunden, das wir für deinen Vater suchen sollten. Und ich glaube, ich bin auch langsam wieder aufgetaut!« David grinste und zog sich seine roten Ohrenschützer fester über die Ohren.

Ricky trank seinen heißen Kakao aus. Dann steckte er seine zusammenfaltbare Blechtasse in die Hosentasche.

Er zog seine Handschuhe an und erstickte das Feuer mit einigen Handvoll Schnee. Nun sprang er mit der Leichtigkeit eines geübten Reiters auf den ungesattelten Rücken seines Pferdes.

»Komm, Dusty!«, rief er der hellen Stute zu, die er mit dem Lasso eingefangen hatte. »Wir bringen dich zum Paddock hinunter. Da ist es warm und geschützt. Dort kannst du dann dein Fohlen bekommen.«

Stormy wieherte und nickte mit dem Kopf, als habe er Rickys Worte verstanden. Dann ritten sie los. Dusty folgte Ricky geduldig. David, der sich im Sattel noch nicht so recht wohlfühlte, folgte in einigem Abstand.

Der Weg führte ständig bergab. David bemerkte nichts Außergewöhnliches auf dem Weg, aber Rickys scharfen Augen entging nichts. Einmal sah er drei junge Rehböcke. Sie hoben lauschend die Köpfe. Dann ergriffen sie die Flucht und man konnte nur noch von Ferne das Knacken des Unterholzes hören. Wenig später erblickte Ricky die listigen Augen eines Kojoten, gerade bevor dieser wieder zwischen den Felsbrocken verschwand.

»Junge, Junge, das ist ja vielleicht eine Strecke!«, brummte David, der Ricky inzwischen eingeholt hatte. »Hätte nie geglaubt, dass man in diesen zerklüfteten Bergen überhaupt reiten kann!«

»Och, hier in den Catalina-Bergen gibt es überall Wege«, sagte Ricky. »Meistens sind es Wildwechsel, aber ein gutes Pferd kann solche Pfade ohne Weiteres benutzen. Und wenn es für die Pferde zu steil wird, kommt man mit dem Esel weiter.«

Ricky hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, da stolperte Stormy über einen Felsbrocken. Er verlor mit beiden Vorderhufen den Halt und rutschte einige Meter, bevor es ihm gelang sich wieder aufzurappeln. Dann hob das Tier seinen großen weißen Kopf und blickte Ricky über seine Schultern an. Stormy wollte sich davon überzeugen, dass seinem Herrn nichts passiert war.

»Der Schnee hat bestimmt den Felsen verdeckt«, rief David.

Ricky wurde plötzlich von einer seltsamen Furcht gepackt. David hatte Unrecht. Der Felsbrocken war gut erkennbar gewesen. Aber Ricky wollte das nicht zugeben. Nie im Leben hatte er ein Pferd geritten, das so sicher auf den Beinen war wie Stormy. Wie hatte das eben nur passieren können? Stormy musste entweder müde oder für eine Sekunde unachtsam gewesen sein.

Immer noch führte der Pfad bergab. Die Tannen standen nicht mehr so dicht. Hier lag auch nicht mehr so viel Schnee, außer im tiefen Schatten, in den die Sonne nicht eindrang. Der Boden war von Geröll übersät. Aber hier

begannen die Mesquitebäume und weite Flächen waren mit Ocotillo bedeckt, einer Pflanze mit langen, peitschenartigen Ästen. Im Frühling trug diese Pflanze an den Spitzen der Äste rote Blüten.

Endlich erreichten die beiden Jungen die Ranch. Sie führten Dusty in einen warmen Stall. Dort konnte sie in Ruhe ihr Fohlen zur Welt bringen. Dort würde es geborgen sein.

David hantierte an seinem Sattel herum. »Glaubst du, ich werd es je lernen, wie man den Satteltgurt an- und abschnallt?«

Ricky musste lachen, obwohl er entsetzlich fror. »Na klar! Du kriegst den Dreh schon noch raus. Sieh mal: Das Ende hier rausziehen, dann runter durch diesen Ring, wieder runter und schon ist es geschehen!« Er grinste. »Und denk daran: Wenn du den Sattel festschnallen willst, dann brauchst du die ganze Prozedur nur umgekehrt zu machen!«

David runzelte die Stirn. »Tolle Sache! Wenn ich das nur alles behalten könnte! Dann wär ich eine ganze Menge schlauer, als meine Lehrer es für möglich halten.«

Ricky eilte schon mit langen Schritten vom Paddock zum Haus. David war ein ganzes Stück kleiner und dicker als sein Cousin. So musste er rennen, um mit Ricky Schritt zu halten.

»Guten Abend, Mutti«, sagte Ricky, als er in die Küche kam. Er schnupperte an dem Gebäck, das seine Mutter eben frisch aus dem Backofen geholt hatte. Dann ging er hinaus, um seine Jacke aufzuhängen. »Ist Vati noch nicht zurück?«

Rickys Mutter setzte einen Topf mit Milch auf den Herd. »Nein, er ist noch nicht da. Sieh dir übrigens mal den Himmel an! Die Wolken sehen ganz so aus, als seien sie mit Schnee gefüllt! Das wird bestimmt ein harter Winter.« Sie drehte sich lächelnd zu Ricky um. Die Art, wie seine Mutter lächelte, hatte Ricky immer besonders gut gefallen. »Meinst du, ich könnte euch beide wohl dazu überreden, heiße Schokolade und ein paar Plätzchen zu probieren?«

Ricky schien sie gar nicht zu hören. Er stand neben dem warmen Herd und taute seine steifen Glieder auf. In Gedanken versunken starrte er auf den Herd, in dem ein helles Feuer brannte.

»Mich brauchst du bestimmt nicht lange zu überreden, Tante Ruth!«, sagte David begeistert.

Ricky war mit seinen Gedanken immer noch weit weg. *Irgendetwas stimmt in den letzten Tagen mit Stormy nicht, dachte er. Wenn ich nur wüsste, was. Wie er heute gestolpert ist! Man könnte meinen, seine Beine wären nicht in Ordnung. Vielleicht ist ein Hufeisen locker, oder ...*

»Stimmt was nicht?«, fragte seine Mutter ihn freundlich.

Ricky blickte rasch zu seiner Mutter auf. »Wie? Ach, es ist alles in Ordnung, Mutti! Ich – ich habe bloß gerade über etwas nachgedacht. Übrigens, Dusty wird ihr Fohlen bestimmt bald bekommen!«

»Ich glaube auch. Kein Wunder, dass Vati euch bat sie von den Bergen runterzuholen. Es sieht so aus, als bekämen wir bald wieder Schnee.« Mrs Carlson goss heiße Schokolade in die Tassen und stellte einen Teller mit knusprigem warmem Gebäck auf den Tisch. »Und ich hoffe nur, dass Onkel Paul noch vor dem Schneefall von Oracle hier ankommt!«, fuhr sie an David gewandt fort.

Oracle war eine staubige kleine Bergstadt. Von der Ranch war sie fast dreißig Kilometer entfernt. Selbst wenn Mr Carlson die schmale, zerklüftete Bergstraße so schnell wie möglich entlangritt, würde er doch wenigstens eineinhalb Stunden für den Heimweg brauchen. Die nächstgelegene größere Stadt war Tucson. Und die war achtzig Kilometer entfernt.

Im Sommer ritten die Carlsons für gewöhnlich alle vierzehn Tage einmal nach Oracle. Das war allerdings nur möglich, wenn der Regen die Straße nicht aufgeweicht hatte. Im Winter jedoch mussten sie oft einen

Monat oder länger auf der Carlson-Ranch bleiben, denn der hohe Schnee machte eine Reise unmöglich.

In dieser Zeit waren die Carlsons ganz von der Außenwelt abgeschnitten und hielten deshalb während dieser Monate jede Woche im Wohnzimmer selbst einen Gottesdienst ab. Alle saßen um den großen offenen Kamin herum, man sang Lieder und Mr Carlson hielt die Predigt.

»Hmm, die Kekse schmecken ganz toll, Mutti!«, sagte Ricky.

»Danke für das Kompliment!«, sagte eine helle Stimme hinter seinem Rücken.

Ricky drehte sich um und stand seiner zehnjährigen Schwester Margret gegenüber. Sie lehnte im Türrahmen und grinste von einem Ohr zum anderen. Sie hatte strahlend blaue Augen und einen langen braunen Pferdeschwanz.

Jetzt kam sie in die Küche und sagte neckend: »Mensch, das hätte ich mir im Traum nicht einfallen lassen! So gut schmecken dir also meine Kekse!«

Ricky suchte nach einer passenden Antwort. Aber er konnte nur lachen. Seit Monaten hatte er seine Schwester mit ihren Kochversuchen aufgezogen. Und nun saß er da und verschlang ihre Plätzchen, als habe er noch nie etwas Besseres gegessen! Und sie waren tatsächlich prima. Das musste er im Stillen zugeben.

Margret sah aus dem Fenster. Sie beobachtete die dicken grauen Wolken und blickte dann zum Paddock hinüber. »Sag mal, was ist denn eigentlich mit Stormy los?«, fragte sie.

Ricky rannte zum Fenster und zog die Vorhänge auseinander. »Was meinst du? Was ist denn passiert?«

»Oh, im Augenblick ist mit Stormy alles in Ordnung«, antwortete Margret schnell. »Aber hast du denn nicht gesehen, wie er in den letzten Tagen auf der Koppel herumgetorkelt ist? Man könnte fast meinen, er sei ein klappriger alter Gaul oder so.«

Ricky musste wieder daran denken, wie Stormy heute gestolpert war. »Ich gehe noch mal zu ihm runter«, sagte er, während er sich einen letzten Keks in den Mund stopfte. »Es ist sowieso Zeit, die Pferde zu füttern.«

Er schlüpfte in seine warme Jacke und schlug den Kragen hoch, um sich gegen den scharfen Ostwind zu schützen. Ricky war froh, dass David nicht angeboten hatte mitzukommen. Er steckte sich einen Apfel in die Tasche und machte sich auf den Weg zum Paddock. Der Himmel war mit schwarzen Wolken verhangen und dicke Schneeflocken tanzten vor Rickys Augen auf und ab. In der Ferne hörte er einen Lastwagen, der sich keuchend die schlammige Straße zur Ranch hinaufarbeitete.

Ricky sprang mit einem Satz über den Zaun der

Koppel und ging zum Wassertank hinüber. Das tat er immer so. Im Laufe der Zeit hatten er und Stormy dabei ein bestimmtes Spiel ausgeheckt. Ricky stellte sich mit einem Apfel in der Hand neben den Wassertank. Stormy tat dann so, als habe er Ricky nicht bemerkt. Dieser legte den Apfel auf den Rand der Tränke und ging wieder weg. Nach einem Augenblick raste Stormy dann auf die Tränke zu und schnappte sich mit seinen großen weißen Zähnen den Apfel. Das Spiel endete damit, dass Ricky Stormy wegen des Diebstahls scherzhaft ausschimpfte, während Stormy an seinem Ohr und an seiner Schulter herumknabberte.

Heute stand Stormy am Ende der Koppel, dem Tank gegenüber. Er wieherte Ricky eine Begrüßung zu. *Er sieht genau wie ein heraufziehender Schneesturm aus*, dachte Ricky. *Ganz weiß, mit dicken grauen Wolken*. Ricky begann das gewohnte Spiel. Er legte den Apfel auf die Tränke und lehnte sich dann abwartend gegen den Zaun. Stormy nickte mit dem Kopf und wieherte freudig. Dann kam er auf Ricky zu – ohne den Apfel zu beachten.

Ricky rümpfte seine sommersprossige Nase. »He, was ist denn los mit dir, alter Junge? Nun mal los, hol dir deinen Apfel!«

Aber Stormy blieb bei seinem Herrn stehen und ließ sich von ihm streicheln. Seine dunklen Augen schweiften

in die Ferne, über die Felsen und Hügel. Mit einem Huf scharfte er ungeduldig auf dem Boden herum.

Ricky holte den Apfel und streckte ihn Stormy hin. Der verschlang ihn gierig. Eigentlich hatte Ricky vorgehabt, nach Stormys Beinen und Hufen zu sehen. Aber nun ließ er es doch bleiben. Eine leise, zermürende Angst hatte ihn plötzlich ergriffen.

»Was ist nur mit Stormy los, Herr Jesus?« Die Worte gingen im Heulen des Sturms unter. Aber Ricky wusste, dass sein Heiland sie gehört hatte. »Was hat Stormy bloß? Warum hat er heute den Apfel nicht geholt, wie er es sonst immer getan hat?«

Ricky sprach oft so mit seinem Herrn Jesus. Er redete mit ihm wie er mit seinen Eltern oder seinen Freunden redete. Der einzige Unterschied war: Dem Herrn Jesus konnte er auch die Dinge anvertrauen, über die er sonst mit niemandem sprechen konnte. In Jesus hatte Ricky einen gütigen und verständnisvollen Freund gefunden.

Auf dem Weg zum Haus wurde Ricky die ganze Zeit von der seltsamen Angst um Stormy bedrückt.

DUNKLE WOLKEN ÜBER DER CARLSON-RANCH

Ein helles Feuer flackerte und prasselte im steinernen Kamin. Ricky saß auf dem Fußboden. Er hatte seine Knie bis zum Kinn hochgezogen und starrte in die Flammen. Die Familie hatte eben ihre Abendandacht beendet. David hatte vorher eine Entschuldigung gemurmelt und war zu dem Zimmer hinaufgegangen, das er mit Ricky teilte.

Das verwirrte und bedrückte Ricky. Davids Eltern waren doch Missionare! Von Kind an hatte David also gehört, dass Christus für ihn gestorben war. Und doch fand er immer eine Entschuldigung, um nicht an der Abendandacht teilnehmen zu müssen. Ricky konnte das einfach nicht begreifen.

In diesem Augenblick betrat Mr Carlson leise den Raum. Er stellte sich neben den Kamin. Sein Gesicht war von Wind und Wetter geerbt. Unter seinem Hemd zeichneten sich seine stählernen Muskeln ab. Mit seinen fast zwei Metern Körpergröße konnte man ihn wirklich als Riesen bezeichnen. Er hatte dunkelbraunes Haar wie Ricky und blaue Augen wie Margret. Ricky hatte seine dunklen Augen von seiner Mutter geerbt.

»Irgendetwas stimmt nicht, Ricky.« Das war keine Frage.

Ricky schluckte den schmerzhaften Kloß in seiner Kehle hinunter. »Ehrlich, Vati, ich weiß es nicht!« Er wollte nicht gerne über seine Sorgen sprechen. Noch nicht. Heute nicht, wo der Schnee unaufhörlich fiel und der Wind wild ums Haus und durch die kahlen Bäume heulte.

»Du möchtest nicht darüber sprechen?«

Ricky blickte in die Augen seines Vaters. Dann wandte er den Blick wieder ab und starrte erneut in die flackern- den Flammen im Kamin. »Bist du mir böse, Vati, wenn ich noch damit warte? Vielleicht – vielleicht bis morgen?«

Vielleicht würde morgen wieder alles in Ordnung sein. Vielleicht würde Stormy morgen nicht mehr stolpern. Vielleicht würde er morgen wieder seinen Apfel holen und alles wäre gut. Es musste einfach so sein!

Wenig später ging Ricky in sein Zimmer hinauf. David war bereits da. Er lag auf seinem Bett und schien in ein Buch vertieft zu sein. Aber in Wirklichkeit beobachtete er über den Rand des Buches seinen Cousin.

»Bist du auch so müde wie ich?«, stöhnte David endlich.

Ricky zog seine Stiefel aus und stellte sie neben die Tür. »Ich glaube schon!«

David stützte sich auf einen Ellenbogen auf. »Da draußen scheint schwer was los zu sein. Es stürmt ja gewaltig!«

Ricky nickte. »Wir haben oft solche Stürme um diese Jahreszeit.«

»Schrecklich bedrückend, was, Ricky?« David kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Man kann dabei ja richtig trübsinnig werden. Der Sturm heult um das Haus. An den Fenstern pappt Schnee. Und überall das gleiche Bild – kilometerweit ...«

Ricky versuchte seine Gedanken von Stormy draußen auf der Koppel loszureißen. Er merkte, dass David in niedergedrückter Stimmung war und ein Gespräch brauchte.

»Was wohl deine Eltern im Augenblick machen?«, fragte Ricky. Er bemühte sich, seiner Stimme einen interessierten Klang zu geben.

Aber diese Frage verschlechterte Davids Laune nur noch. Seine Augen verengten sich und er biss die Zähne zusammen. »Die besuchen bestimmt gerade eine Eingeborenenfamilie in irgendeinem Dschungeldorf. Da hocken sie zwischen Hühnern und Schweinen und allen anderen auf einer Bambusmatte.«

Ricky spürte die Bitterkeit in der Stimme seines Cousins. Er lachte gezwungen und sagte rasch: »Das erinnert

mich an mein verrücktes Huhn. Du weißt doch: Frosty. Immer, wenn ich im letzten Sommer vergaß, meine Schlafzimmertür zu schließen, stolzierte das Tier mir nichts, dir nichts hier herein und legte ein Ei – auf meinem Bett!«

David lächelte. »Da drüben ist alles anders«, sagte er dann. Er ließ sich auf sein Kissen zurückfallen und seufzte. »Es ist großartig hier auf der Ranch, Ricky. Ich würde alles geben – alles! – wenn ich nur hierbleiben könnte!«

Während der ganzen Nacht hielt der Sturm an. Er türmte den Schnee um die Carlson-Ranch auf. Der Schnee füllte die Ritzen des Koppelzauns, überzog die kahlen Bäume mit einem weißen Mantel und bedeckte sogar die Fenster des Ranchhauses. Bis fünf Uhr des folgenden Tages schneite es ununterbrochen.

Am nächsten Morgen war die Bergstraße von den Schneemassen blockiert und der Schulbus konnte nicht durchkommen. So lernten die Kinder zu Hause und machten sich auf der Ranch nützlich.

Während David die Hühner fütterte, blieb Ricky stehen, um ein weißes Huhn auf den Arm zu nehmen, das auf ihn zuhüpfte. Hoppy war ein verkrüppeltes, nutzloses Huhn, aber alle liebten die Henne. Sie war der Liebling

der ganzen Ranch, denn keiner brachte es übers Herz, sie zu töten.

Kaum hatte Ricky Hoppy im Arm, da kam Frosty angerannt. Eifersüchtig flog sie auf Rickys Schulter und wollte die ihr gebührende Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ricky wusste, dass ihr beständiges »Tuck-tuck« eine Beschimpfung sein sollte.

David lachte aus vollem Halse. »Also ehrlich, Ricky, bevor ich hierherkam, habe ich nicht gewusst, dass sogar Hühner eine Persönlichkeit haben!«

»Die beiden hier haben bestimmt eine!« Ricky streichelte Frostys Federn und sie flatterte befriedigt davon. Dann ging er weiter zum Paddock.

Beim Geräusch von Rickys Schritten kam Stormy aus seiner Box. Er schnaubte einen Willkommensgruß. Heute sah Stormy schneeweiß aus – bis auf den seltsamen sattelförmigen schwarzen Flecken auf seinem Rücken. Schnell kam Stormy auf seinen Herrn zu. Er schnupperte an Rickys Taschen herum, um diese nach einem Stück Zucker zu durchsuchen. Er fand auch eins. Ricky drehte sich um und ging zum Tank, um nachzusehen, ob Wasser darin war. Stormy wollte ihm folgen, aber da stolperte er plötzlich.

Ricky hob den Kopf. »Stormy! Was ist denn bloß los, alter Junge? Was ist denn mit deinen Hufen los?« Er tippte

Stormys Vorderhand leicht an. Gehorsam hob Stormy den Huf. Ricky suchte jede Ritze ab. »Das Hufeisen ist nicht lose«, murmelte Ricky leise. »Und kein Stein oder Dorn oder sonst etwas zwischen Eisen und Huf.«

Stormy stand mit gesenktem Kopf da. Ab und zu nickte er zustimmend zu Rickys Worten. Rickys Herz wurde immer schwerer.

Anschließend ging er noch bei Dusty vorbei, um sich davon zu überzeugen, dass es ihr gut ging. Die Stute wieherte zur Begrüßung und Ricky gab ihr etwas Hafer und ein Stück Zucker. Dusty war eine gute Stute. Man konnte sich darauf verlassen, dass sie ein gutes Fohlen werfen würde.

Im Laufe des Tages verzogen sich die Wolken und die Sonne kam heraus. Sie spendete Wärme und verbesserte die Laune der Ranchbewohner. Der Schnee begann zu schmelzen und dem felsigen Bergbach nördlich des Mannschaftshauses zuzufließen. Dort wohnte der mexikanische Knecht Augustin mit seiner Frau. Die hohen Bergweiden, die nicht in der Sonne lagen, waren immer noch hoch mit Schnee bedeckt.

Am frühen Nachmittag sagte Mr Carlson zu Ricky: »Du reitest besser mal mit Stormy zur Lemmonberg-Straße, um nachzusehen, ob sie befahrbar ist.«

Ricky und David hatten bis jetzt auf dem weichen

Teppich vor dem Kamin gelegen und sich gegenseitig Rechenaufgaben gestellt. Zwischendurch hatte Ricky immer wieder in die Flammen gestarrt oder das Winchestergewehr seines Vaters angesehen, das über dem Kamin hing. Nun war er froh, dass er die Gelegenheit bekam, aus dem Haus zu kommen. So konnte er auch gleich schauen, ob Stormy wieder stolpern würde.

Die beiden Jungen rannten los, um ihre Jacken zu holen. Dann liefen sie zum Paddock, in dem Stormy schon ungeduldig mit den Hufen stampfte, und Ricky freute sich auf den Ritt in der kalten Luft. Er streifte Stormy die Zügel über. Dann sprang er auf den Rücken des Pferdes. Er brauchte keinen Sattel.

»He, warte, Ricky! Ich komme noch nicht mit dem blöden Ding hier zurecht!«

Ricky grinste, während sich sein Cousin mit dem Satteltgurt abmühte. »Ja, gut so, David! Nur noch etwas strammer ziehen, sonst könntest du unterwegs plötzlich einen Sattel weniger haben!« David befolgte Rickys Anweisungen. Dann stieg er auf. Er ritt Comanche, ein geschecktes Pony.

Stormy trabte auf das Tor zu und Ricky öffnete es – wie es sich für einen echten Cowboy gehört – ohne abzustiegen. Auf der felsigen, kurvenreichen Straße, die zur Ranch führte, war fast der ganze Schnee geschmolzen.

»Sieht ja an manchen Stellen ganz schön verwüstet aus«, bemerkte David.

Ricky nickte. »Wenn der Schnee zu schmelzen beginnt, ist die Straße immer in einem schlechten Zustand. Aber das ist noch gar nichts! Du solltest sie mal nach einem richtigen Wolkenbruch sehen! Dann ist an manchen Stellen der Boden mit tiefen Furchen durchzogen, an anderen Stellen ist die Straße nur noch ein einziges Geröllfeld.«

Überall da, wo die Straße durch den Schatten führte, lag noch Schnee. So wechselten auf der Lemmonberg-Straße, die nach Oracle führte, ständig Schnee mit dunkelbraunem Lehm.

David schnitt eine Grimasse, als er die Straße betrachtete. »Wenn es diese Nacht keinen Schnee mehr gibt, dann wird der Schulbus wohl morgen durchkommen«, sagte er. Es klang, als ob er auf einen neuen Schneesturm hoffte.

Ricky wandte nun Stormy vom Weg ab, in Richtung der weiten Weideflächen. Dabei stieß er ihm leicht die Knie in die Flanken. Stormy nahm das Signal sogleich auf und stürmte freudig los. *Stormys Beine sind doch in Ordnung!*, dachte Ricky. *Den ganzen Nachmittag über ist er kein einziges Mal gestolpert.* Stormys Hufe schienen kaum den Boden zu berühren. Er schien mit dem Wind zu fliegen. Er war wie eine große Wolke: wild und frei und voller